

1968 und kein Ende: Diesmal globalgeschichtlich

Einheit, Eurozentrismus und Ermöglichungsbedingungen

Ist der historische Diskurs über das Jahr 1968 eurozentrisch? Auch dann, wenn er sich den Anstrich „globalgeschichtlich“ verpasst und auszubrechen sucht aus westlichen Interaktionsräumen? Zeitzeugen und Zeithistoriker sollen mitunter mehr Zwänge einengen, als den Letzteren lieb ist. Das zeigte sich wieder einmal auf der Konferenz „A Tale of 100 Cities – Ideas, Conflicts, and Revolt in the 1960s“, zu der das Deutsche Literaturarchiv Marbach und das Stuttgart Research Centre for Text Studies (SRCTS) mit Unterstützung der VolkswagenStiftung nach Hannover-Herrenhausen luden.

Schon die Sektion „Methodische Vorüberlegungen“ brachte trotz – oder gerade wegen – der internationalen Ausrichtung der Veranstaltung die Erkenntnis, dass erklärte Absicht nicht immer in erfolgreiche Umsetzung mündet. Denn nicht alles ist global, was sich global nennt. Und überhaupt: nur weil sich grenzüberschreitende Verbindungslinien zeichnen ließen, so polemisierte der Jenaer Professor Norbert Frei („1968. Jugendrevolte und globaler Protest“) gleich zu Beginn, dürften wir noch längst nicht von einem globalem Prozess sprechen. „Globales“ sei oft bloß ein transregionales oder translokales Phänomen. Und wer andauernd und vorwurfsvoll meine, dem allgegenwärtigen Begriff des Eurozentrismus das Wort reden zu müssen, der irre, so Frei; maßgebliche Prozesse der Zeit, wie Emanzipation, Individualisierung und Partizipation, hätten sich nun mal auf westlichem Boden vollzogen – das ganze Jahrzehnt dieser aufregenden Sechziger hindurch, wohlgemerkt, nicht allein um jenes mythische Jahr 1968 herum.

Pointierte oder gewagte Behauptungen? Ächzt die historische Forschung tatsächlich unter globalgeschichtlichem Lametta, inflationärem Eurozentrismus-Gerede, zu viel 68er-Mythos? Und steht sie damit vor ähnlichen Problemen wie die Akteure aus jener Zeit? Es wären wohl manche der noch aktiven Wortführer von damals selbst, die Freis Polemik am schärfsten zurückweisen würden. Doch die waren, bekanntlich als bester Freund und Feind des Zeithistorikers, bis auf wenige Aufnahme, in Hannover nicht zugegen.

Stattdessen oblag es dem Berliner Globalhistoriker Sebastian Conrad, neben dem deskriptiven Befund internationaler Verflechtungen auch kausale Interaktionen zu erkennen. Und zugleich Herbert Marcuse zu bemühen, für den Opposition sein wollte, nur global sein durfte – und es nach eigenem Ermessen auch war. Was nun die Perspektive des historischen Beobachters anbelange, führte Conrad weiter aus, könne sie zweifellos Gefahr laufen, in einem Eurozentrismus zu verharren: sie bliebe trotz plakatiertes Globalität eurozentrisch, wenn sie

die „politisch-sozialen Ermöglichungsbedingungen“ nicht mitbedenke, die konstitutiv für alles und jedes waren, was sich in diesem Jahrzehnt zwischen São Paulo und Warschau, zwischen Berkeley und Peking abgespielt habe. Wer sich aber neben der Text- und Diskursanalyse diese „Ermöglichungsbedingungen“ vergegenwärtige, wer die globale Dimension von Wirtschaftsboom, Bildungsexpansion, Ost-West-Konfrontation und Entkolonialisierung berücksichtige, der schreibe in der Tat Geschichte, die sich mit dem Präfix „global“ schmücken dürfe.

Auch im weiteren Verlauf der Tagung fand der von Conrad eingeführte Begriff der „Ermöglichungsbedingungen“ Anklang und Verwendung: topographisch- und raumsoziologisch waren es Martina Löw (TU Berlin) und Petra Gehring (TU Darmstadt), die mit Verweis auf ihre empirische Stadtforschung von der „Eigenlogik der Städte“ sprachen. So seien es die spezifischen Voraussetzungen Frankfurts gewesen, die anders als das industriell geprägte Dortmund die Formierung emanzipatorisch-radikaler Trägergruppen begünstigt hätten – ein weiterer Befund, der den gebürtigen Frankfurter Frei zum Widerspruch anregte: Ermöglichungsbedingungen und Frankfurt, ohne Zweifel, aber befriedigten zur Erklärung raumsoziologische Faktoren?

War es nicht vielmehr die dortige Melange aus amerikanisch beeinflusster Nachkriegsmoderne und urbaner Sozialdemokratie, gepaart mit institutionellen Treibern wie Verlagen und universitären Lehrkörpern? Und so führt der Weg, der Vielfalt aller Deutungsmuster zum Trotz, stets ins Universitäre – und veranlasste den Berliner Historiker Philipp Felsch („Der lange Sommer der Theorie“) dazu, 1968 gleich ganz als eine Wissenschaftsrevolution zu sehen, mit ihren ideengeschichtlichen Wurzeln im Anti-Akademismus Arthur Schopenhauers.

Worin nun aber lagen – ob transregional, transnational oder transkontinental – die Gemeinsamkeiten von Akteuren wie Bewegungen, die zu ergründen Anspruch dieser international besetzten Tagung war? Anders gefragt: Lassen sich überhaupt mehr Schnittstellen ausmachen als Vietcong-Solidarität, Kuba-Symposien und internationalistische Weltrevolutionsprogramme? Antworten auf diese wahrlich umfassende Frage fanden sich nur spärlich. Klar sei doch, so der engagierte Gabriel Motzkin (Universität Jerusalem), dass 1968 in den sozialistischen Ländern etwas völlig anders bedeutete als im kapitalistischen Westen. Und gerade so für Neu-Delhi, Peking und Mexiko-Stadt, wäre man nach beeindruckenden, aber doch in sich abgeschlossenen Einzelvorträgen geneigt zu behaupten. So drängt sich unweigerlich die Frage auf: Wird hier mehr unter dem Markenzeichen der Globalität subsumiert, als die Geschichte es erlaubt?

NIKLAS ZAROFF

FAZ vom
11.05.2008